Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 3 (1923-1924)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher

Albert Schweitzers Kulturphilosophie.*)

Albert Schweitzer, wohl gegenwärtig die stärkste geistige Potenz des Elsaßes und in vieler Hinsicht ein Darsteller von dessen innerer Dialektik, legt zwei Jahre nach seinen wundervollen, so tief menschlichen Bildern aus dem afrikanischen Urwald einen groß angelegten Beitrag zur Kulturkrisis des Abendlandes vor. Wir betonen ausdrücklich die Folge dieser beiden Bücher, um in gewisser Weise das zweite unter die Beleuchtung des ersten zu rücken. Hören wir den Titel des versprochenen Hauptwerkes: „Kultur und Ethik" — zu dem das vorliegende Bändchen eine Einleitung bildet —, so ließe sich leicht an eine verengernde unzulängliche Einstellung gegenüber der Breite und Tiefe des Kulturproblems denken. Eine solche wird von vornherein ausgeschlossen durch den Ausweis, welchen Schweitzer selbst der Positivität und Dämonie, wenn wir so sagen dürfen, seines Pflichtbegriffs durch seine vorgängig leidenschaftlich hingegebene Hilfeleistung am Bruder Mensch verliehen hat. Es handelt sich also weniger um eine negativ und asketisch eingestellte Moral der einzelnen Fälle, als um eine allseitige und bejahende Bildung und Betätigung der tieferen christlich-ethischen Persönlichkeit. Das absolute Recht dieser Letzteren wird festgehalten gegenüber der neueren Kulturphilosophie, welche, grundsätzlich aufs Überindividuelle eingestellt, mit der zermalmenden Wucht eines in Weltaltern und Weltteilen denkenden Geistes einherschreitet. Diese Grundentscheidung, eine von jenen, die unbeweisbar sind und vor aller gedanklichen Entwicklung liegen, dürfte nicht zuletzt aus Persönlichkeit und Heimatsart des Verfassers bestimmt sein. Das Elsaß, seit Jahrhunderten unter politischem Regiment stehend, welches teils nach der völkischen Seite wie bis 1870, teils nach der staatlichen wie bis 1918, teils nach beiden wie seither, als fremd empfunden wurde, hat eine ganz positive Verbundenheit mit dem staatlichen Gedanken in seiner charakteristischen Eigenwüchsigkeit mehr und mehr verloren. Der erlebte Gedanke, daß der Staat, obschon dem Individuum als Gegenpol gegenübertretend, doch dessen eigenstes Fleisch und Blut sei, zu Zeiten ihm näher und lebendiger als es selbst (eine Idee, welche seit der durch die französische Revolution und Napoleon eingeleiteten Nationalisierung Europas Blut gewann), konnte hier unmöglich Bedeutung erhalten. Vielmehr galt es hier den Staat, äußerlich wie er war, von den tieferen Bezirken der Persönlichkeit nach Möglichkeit fern zu halten und seine auch im Kulturellen fast immer irgendwie interessierten Hände (von den heutigen Verhältnissen ganz zu schweigen) von der Arche der Innerlichkeit zurückzustoßen. Zugleich lag das im ursprünglichen Wesen dieses deutschen Volksstammes, welches ganz im Gegensatz zu den sprachlich nahe verwandten Schweizern mit ihrer schweren Patriarchalität und objektivierenden Sachlichkeit, die künstlerisch nur im epischen Stil mit ursprünglicher Kraft sich darstellen wollte, einen Zug von Leichtigkeit, von Spöttisch-Losgelöstem, in sich Schwingendem, sich selbst Gehörendem, und kühl-skeptischer oder ironisch-phantastischer Bewußtheit im Wesen besaß. Unschwer ließen sich zahlreiche Figuren aus der Geschichte ausschneiden, die diesen Zug lebendig genug erwiesen, unschwer wird jeder, der drüben war, sich auch aus dem Volk solcher Gestalten voll eigentümlicher Hintergründe, voll reflektierter Selbstironie entsinnen. Notieren wir auch im Vorbeigehen, daß Eduard Stadtler, der von aller Parteipolitik abgesehen, immanent gewaltige Rhetor Elsäßer ist. Und diese sich selbst besitzende Eigenart der Persönlichkeit, aus Schmalheit der überindividuellen Basis, und aus positiver Bestimmung, ist auch bei Schweitzer unverkennbar. Wer seinem Vortrag einmal lauschen durfte, hat wohl gefühlt, daß hinter der vielspältigen Hintergründlichkeit, dem spielenden Wechsel der Masken dieser bis in die Fingerspitzen genialen Persönlichkeit, welche sich nicht so leicht ertappen und auf eins

*) Albert Schweitzer, Verfall und Wiederaufbau der Kultur (Kulturphilosophie, I. Teil), Bern, Verlag von C. Haupt.

ihrer Gesichter festnageln läßt, ein unsophistischer, ganz in sich ruhender sittlich-religiöser Kern liegt, welchem das Theoretische eine moralische Sache und auch die Vernunft etwas im letzten Grunde nicht Unwendbares und dialektisch zu Verflüchtigendes, sondern Eindeutiges und Beharrendes, und dies letztlich eine Frage der Ethik ist. Dieser Zug hat in unserem Büchlein eine außerordentliche Eindrücklichkeit gewonnen, und wer von den üblichen Einstellungen der Zeit herkommt, wird ihn erst in das gesamte Schaffen des Autors einordnen müssen, um sich über sein Wesen klar zu werden. Ein gewisser, in einem höheren, dem Sinne der deutschen Philosophie vernunftgemäßer Individualismus war von jeher eine Hauptplattform seines Gestaltens. Die Religionsphilosophie Kants, welche er sich aus Wahlverwandtschaft zum mit Meisterhand behandelten Erstlingsthema wählte, fällt ja durchaus unter diese Kennzeichnung; die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, welch letztere selbst von Anfang eine kritische, von der reinen Vernunftbewegung geforderte Angelegenheit ist, mißt gleichfalls an der Herausarbeitung lebendiger Individualität; schließlich das große Standardwerk über Bach geht in seiner Ebene gleichfalls auf das individuell Lebendige, das erlebt Sinnvolle gegenüber den großen, nur in sich ruhenden überindividuellen Formen des Kunstschaffens. Diese Linie nun entfaltet sich hier weiter. Eine deutliche Abneigung und Gegnerschaft zeigt sich allerorts gegen den Rausch der großen Perspektiven, gegen die breite Entfaltung irrationaler Abgründe der Entwicklung, auf denen unser vernünftiges Wissen und Wollen isoliert und wurzellos hintreibt. Nirgends wird Morphologie, das schicksalhafte Sein der einzelnen Erscheinung als Letztes genommen, sondern immer ihm das Absolute und Allmächtige des vernünftigen und sittlichen Wissens und Wollens in ruhigem Vertrauen entgegengeworfen. Aus dem geistigen Zentrum heraus, wo nicht dumpfe Gefühligkeit herrscht, sondern zuchtvoll klare Überwindung, soll die Kultur aus ihrem Verfall zurückgedreht und zu ihrer Höhe zurückgezwungen werden. Und das ist nicht naiver Rationalismus, welcher ahnungslos an allen Tiefen und Schweren der kulturellen Problematik vorübergeht, sondern ein bewußtes Beharren im Erkennen und Schaffen des Sinnes, das mit den abwegigen Unendlichkeiten absoluter Hingabe wissentlich gebrochen hat, mit denen es den Anderen ja auch meist nicht im Letzten, da wo jene das eigene Ich in die Zerstörung mit hineinziehen, ernst ist. Der volle Ernst wird aufgerissen, welcher das Problem der Dekadenz wirklich einschließt. Wo sind die Reserven, die unverbrauchten Völker möglicher Kulturen, welche uns die großen Aufgaben aus den erlahmenden Händen nähmen? Sie sind nicht da; und damit fallen alle Analogien hin. Wer will also in Ruhe den Stab über Europa und alles, was es in Hut hat, brechen? Es muß seine Wiederauffrischung gelingen, weil Kultur die immanente Forderung des Menschengeistes ist. Was uns niemand abnimmt und was doch werden muß, das müssen wir in Gottes Namen schließlich selbst machen — wenn es auch fast wider seine Natur ist, gemacht zu werden. Dieser ungeheure vernünftig-sittliche Ernst ist eine Position, welche sich gegenüber dem Ernst der Unterordnung unter die Tatsachen, unter die Erkenntnis der hinabreißenden Linien im europäischen Fortgang, rein dialektisch betrachtet, wohl als gleichwertig halten kann. An anderer Stelle (in der Fachzeitschrift „Logos") werden wir das Schweitzersche Buch mehr nach seiner gedanklichen Seite würdigen — und dabei auch unsere Bedenken gegen deren letzliche Tragfähigkeit nicht verhehlen; hier kam es uns mehr auf die Persönlichkeit, ihre hinlängliche Würdigung und Einordnung an. Weiteres wird nach Erscheinen des Hauptwerkes zu sagen sein. E. B.

Dies und das.

Im 1. Dezemberheft von **„Wissen und Leben"** reitet **Peter Meyer** eine Attacke gegen die **„Bodenständigen"**. Von dem, was er dabei sagt, könnte man manchem gern zustimmen. Etwa wenn er den Spießer aufs Korn nimmt, wenn er an Transformatorenhäuschen mit „neckischen Mansart-Dächern" kein

unbedingtes Gefallen findet, wenn er vom „Schöpplein-Patriotismus" sehr richtige und nicht eben nur erfreuliche Dinge zu sagen weiß. Auch die Richtigkeit dieser Erkenntnis braucht man nicht zu bestreiten: „Allzu oft verbirgt sich unter dem Ruf nach Bodenständigkeit die Angst und Unsicherheit der Geschmacklosen ... und das ist nur eine andere Äußerungsart derselben Unsicherheit, die den „Modernen" von Mode zu Mode hetzt, weil er glaubt, Neuheit sei schon an sich ein Wert."

Wir gehen mit Herrn Meyer einig in der Feststellung einer allgemeinen Unsicherheit, allerdings nicht nur im Urteil über ästhetische Gegenstände, sondern in allen Gebieten und Tätigkeiten des Lebens, der Kultur und des Geistes überhaupt. Und wir sehen darin, wie man gegen diese Unsicherheit Abhilfe schaffen kann, eines jener „brennenden Probleme unserer Zeit", an denen mitzuarbeiten Herr Meyer „den höheren Heimatschutz" erblickt. Uns scheint der Weg der dazu geeignetste, hinter der Einmaligkeit der flüchtigen Erscheinung das Ewige, in allem Wechsel das Bleibende zu erkennen. Nur wer etwas von diesem in allem Wandel sich gleich Bleibenden erkannt hat, in sich trägt und in sich wirkend fühlt, mag jene Unsicherheit des Urteils und Handelns zu bannen, die ihn sonst „von Mode zu Mode hetzt". Alles Neue ist ihm dann nur eine andere Erscheinungsart des Ewigen. Er freut sich darüber, weil es sein Erleben bereichert. Er schafft als schöpferisches Glied einer Lebensgemeinschaft selbst „Neues", d. h. er drückt Ewiges in „neuer" Form aus.

Diejenigen aber, denen das Ewige verschlossen ist, hetzen von Mode zu Mode. Mode ist es, zu meinen, es sei etwas schön oder gut, bloß weil es modern oder „vorwärts gerichtet" ist; Mode ist es, etwas für schön oder gut zu halten, bloß weil es in der Vergangenheit hervorgebracht wurde. Herr Meyer meint, daß wir über der „Vorspiegelung eines trügerischen Ideals in der Vergangenheit" vergessen könnten, „eine neue Form unseres Schweizertums zu suchen." Suchen aber wollen wir eine „neue" Form unseres Schweizertums nicht. Lassen wir diejenigen, die dazu berufen sind, sie schaffen. Auch wollen wir uns ganz und gar nicht ein trügerisches Ideal in der Vergangenheit vorspiegeln. Aber in dem Leben, das unser Volk vor uns gelebt hat, wollen wir verwurzelt bleiben, den Ewigkeitsgehalt seiner Lebens- und Ausdrucksformen in uns lebendig erhalten, gerade damit wir, auf festem Boden stehend und nicht jedem Modewind unterworfen, „an den brennenden Problemen unserer Zeit" mitzuwirken vermögen. Und diese Verwurzelung im Boden des eigenen Volkes und seiner Vergangenheit, diese Vertrautheit mit dem Ewigkeitsgehalt aller Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen, das ist eben — Bodenständigkeit!

* * *

Im gleichen Heft derselben Zeitschrift und im gleichen Zusammenhang widmet **C. A. Bernoulli Otto v. Greyerz „einen Epilog".** Herr Bernoulli ärgert sich über „den Einfluß", den Herr v. Greyerz „mit den Mitteln der Feder und des mündlichen Wortes auf die Gebildeten der deutsch redenden Schweiz" ausübt. Um dieses Amt eines „präceptors Helvetiae", eines „Bannwarts unserer geistigen Heimatflur" auszuüben, fehle ihm, Herrn v. Greyerz, aber unbedingt die nötige Bildung und Reife. Er, Bernoulli, habe sich da denn doch ganz anders Zeit genommen, um sich „als Beurteiler des Lebens im Bereiche des Wissens einigermaßen das gute Gewissen des Reifseins zu erwerben."

Wenns nur mit dem guten Gewissen getan wäre. Den Beweis des „Reifseins" selbst hat Herr Bernoulli jedenfalls mit diesem an Selbstlob nicht eben Mangel leidenden Ausfall gegen Herrn v. Greyerz nicht erbracht. Das Amt eines Präzeptors Helvetiae hat Herr v. Greyerz nie beansprucht. Dagegen wird dieses allerdings von Herrn Bernoulli beansprucht, wenn er sich „einer solchen Irreführung" — „der einseitigen und überheblichen Inanspruchnahme der Güter der Heimat und Mundart" durch Herrn v. Greyerz — „vor dem Lande nicht schuldig wissen" möchte. Herr Bernoulli mag beruhigt sein. Das Land geht bei der Wahl derjenigen, auf die es in Dingen der Heimatliebe

und Mundartkenntnis hören will, schon den rechten Weg, auch ohne — oder trotz — seiner, des Präzeptors Bernoulli, Beträuung.

* * *

Ein Beispiel, wohin man kommt, wenn man nur alles Neue annimmt, einfach weil es neu und „vorwärts gerichtet" ist, haben wir in einem Lehrbuch über **„Schweizergeschichte vom Dreiländerbund bis zum Völkerbund"** von Gustav Wiget (Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1922) vor uns. Was für eine Urteilslosigkeit den gegenwärtigen Dingen gegenüber verrät der Verfasser dieses sonst so außerordentlich sympathisch geschriebenen Büchleins mit diesem Titel. Eine Schweizergeschichte kann man schreiben vom Dreiländerbund bis zum Trücklibund oder bis zum Sonderbund, denn diese Geschehnisse sind Vorgänge, die aus dem Erlebens- und Willenskreis des Schweizervolkes entspringen Wer aber schreibt: vom Dreiländerbund bis zum Völkerbund, kann gerade so gut schreiben: bis zum Napoleonischen Kaiserreich. Denn der Versailler Völkerbund — Wiget meint diesen und nicht die Idee eines Völkerbundes — ist ein Werk der alliierten Großmächte und nicht der Schweiz. Die Mitarbeit der Schweiz daran, zu der sie sich ausdrücklich angeboten hatte, wurde abgelehnt; der Beitritt dazu ihr nur unter schmerzlichen Einschränkungen ihrer souveränen Handlungsfreiheit gestattet; die Leitung des Bundes liegt ganz in den Händen der Großmächte. Die idealistische Verbrämung ändert an diesen Tatsachen nichts.

Selbstverständlich wird die Zugehörigkeit zum Völkerbund eine bemerkenswerte Episode der Schweizergeschichte bilden, wie etwa diejenige der Helvetischen Republik eine solche gebildet hat. Vom Standpunkt der Schweizergeschichte aus müßte es dann nur, wenn schon der Beitritt zum Völkerbund als Begrenzung nach der Gegenwart hin gewählt werden soll, etwa heißen: Vom Dreiländerbund bis zum zweiten Untergang der Schweiz („finis Helvetiae") im Jahre 1920; oder: vom Dreiländerbund bis zum Ende der schweizerischen Neutralität im Völkerbund. In einer neuen Auflage wird Herr Wiget vielleicht aber dann bereits Gelegenheit haben, den Zeitereignissen entsprechend, seinen Titel dahin abzuändern: Vom Dreiländerbund bis zum Ende des Völkerbundes. Hoffentlich wird dann dieser Untertitel nicht einfach schamhaft unterdrückt. Unsere Nachfahren sollen sich an solchen Zeitdokumenten einen Begriff von der geistigen Verwirrung und Urteilslosigkeit unserer Zeit machen können.

* * *

An Bekundungen, wie sie **Peter Weber** in einem Novellenband **„Aus der Tiefe rufe ich"** (Verlag Gebr. Paetel, Berlin 1923) über das „Deutsche Erwachen" gibt, sollen wir nicht achtlos vorübergehen. Abgesehen von der dichterischen Gestaltungskraft, die diesen Erzählungen innewohnt, fesselt uns daran, was sie uns „aus der Tiefe", aus der Seele eines Volkes zu verraten wissen, wo wir doch sonst aus den Tageszeitungen nur die Oberfläche, den Streit um wirtschaftliche Dinge und das parlamentarische Strohdreschen zu sehen gewöhnt sind. Beide Erzählungen spielen im Grenzland, in Trier, wo der Druck des äußeren Feindes, die ständige Gegenwart des fremden Eroberer-Heers die unter sich uneins gewordenen Menschen wieder zusammenführt, sie über allem persönlichen Hader, allen sozialen und weltanschaulichen Gegensätzen wieder ein Gemeinsames erleben läßt, in das zerrissene Seelenleben des modernen Menschen Richtung bringt und es wieder in Beziehung zum Erleben der Gemeinschaft setzt. Aber auch was ein Menschenherz durch seine Beziehungen zum Mitmenschen bewegt: Liebe, Haß, Sehnsucht, Trauer, Freundschaft: alles erhält seine besondere Färbung durch das Schwere, das über dem ganzen Volke lastet: die Fremdherrschaft; und alles steht irgendwie in Beziehung zu der einen, großen Sehnsucht: der Befreiung davon.

* * *

Wir haben kürzlich den Tell Jakob Bührers auf seinen Charakter hin untersucht und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß man ihn gerade darauf-

hin nicht untersuchen darf, weil er überhaupt keinen hat. Aus anderem Holz geschnitzt ist der **„Tell" Paul Schoecks** (Schauspiel in drei Akten in Schwyzer Mundart, Verlag Sauerländer, Aarau 1923). Im inneren Aufbau und in der Behandlung des Stoffes hat sich Schoeck völlig frei gemacht vom Schiller'schen Tell. In seiner schlichten, in erster Linie auf die feine Herausarbeitung der Charaktere gerichteten Art fordert er keineswegs zum Vergleich mit Schiller heraus. Es liegt so viel eigene Kraft und so viel Eigenart darin, daß man sich vorbehaltlos daran erfreuen kann. Warum sehen wir dieses prächtige Stück nicht mehr auf unsern Bühnen gespielt? Liegts an der Mundart, so sollte sich das Heimatschutztheater oder sonst eine Mundartbühne seiner annehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß dabei aus der Schwyzermundart ein Berndeutsch oder Züridentsch werden müßte. O.

Kreidolfs Bergblumen.[1])

Dem Besucher der Zürcher Kreidolf-Ausstellung werden unvergeßlich sein die wundervollen Blumenstudien in Aquarell, Pastell und Ölkreide, deren lange Reihen den verheißungsvollen Eingang bildeten. Überraschend war da die Naturfrische der leuchtenden Farben, bewundernswert die selbstvergessene Versenkung in das Eigenwesen jedes Blumengeschöpfs, die echt meisterliche, ja altmeisterliche Treue der liebevollen Wiedergabe. Keine Spur von Aufmachung, von Manier dabei, keine eiteln technischen Kunststückchen! Jeder Blume ist da gewissermaßen ihr Farben- und Formentemperament abgelauscht, daß sie wundersam lebensvoll aus dem dunkeln Grunde lacht.

Eine Reihe dieser Studien, acht Blätter zunächst, hat nun der Rotapfelverlag mit gewohnter Sorgfalt in Buntdruck reproduziert und in einer hübschen Mappe vereinigt. Selbstredend reichen diese Nachbildungen nicht an die farbige Kraft, an die duftige Zartheit der Originale heran. Aber einen frischen, erfreuenden Hauch ihrer Schönheit haben sie doch mitbekommen, und selbst wer die Urbilder gesehen, wird vor diesen Mappenblättern noch entzückt sein von der liebenswürdigen und sicheren Kunst der Blumenstudien Kreidolfs, aus denen seine herb-schönen Märchengestalten erwachsen sind. Arnold Büchli.

[1]) Bergblumen. Studie von Ernst Kreidolf. Erste Folge. Rotapfelverlag Erlenbach-Zürich.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2.
— Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.